

Big C is dreaming of you

1997, mit 19, nach dem Abi, fuhr ich nach England, in die Kleinstadt Cheltenham, wo ich für sieben Monate in einem Heim für körperlich beeinträchtigte junge Erwachsene arbeitete. Es gab dort zwei weitere Volunteers: Sanni aus München, die zu Beginn unserer gemeinsamen Zeit in Gedanken viel bei ihrem Freund war, den sie in München zurück gelassen hatte, und Eiko, die ein halbes Jahr zuvor aus Osaka nach Cheltenham gekommen war. An einem Abend zeigte uns Eiko, wie man Okonomiyaki („japanese pizza“) zubereitete, ein gebratener Fladen aus Eiern und Weißkohl, der nach Geschmack mit weiteren Zutaten belegt werden kann. Jahre später, als ich Sendungen über Streetfood im Fernsehen sah, war Okonomiyaki aus Osaka von der Liste der beliebtesten japanischen Gerichte nicht mehr wegzudenken.

Sanni, Eiko und ich lebten in einer WG in der ersten Etage des Heims.

Zusammen mit den Festangestellten betreuten wir insgesamt sechzehn junge Erwachsene, die in Wohngruppen lebten. Am frühen Morgen wuschen wir Körper, halfen Socken und Hosenbeine über starre Glieder zu stülpen und versuchten, lustig dabei zu sein, was uns nicht schwerfiel, obwohl wir den Dienst oft übernächtigt und verkatert antraten.

Manche Pfleger hatten sich angewöhnt, Körper, die zu waschen waren, wie einfache Gegenstände zu behandeln. Vielleicht muteten die Geräte zur Pflege deshalb an wie Maschinen von der Baustelle. Für ein Wannenbad wurden schwerere Körper in den Sitz einer kranähnlichen Vorrichtung gegurtet und durch eine Hebelfunktion in eine Badewanne verladen. Leichtere nackte Körper wurden aus eigener Kraft aus Rollstühlen in Wannen gehoben.

Freitag vormittags liefen wir neben den Rollstühlen her, zu einem kleinen Platz mit diversen kleinen Geschäften, wo die Klienten Besorgungen machen konnten. Nachdem sich Mike in der Bäckerei ein Eclair kaufte, ging es in die kleine Postfiliale, wo ich ihm jedes Mal ein bestimmtes Pornomagazin aus der obersten Reihe des Zeitschriftenregals ziehen musste, an das er von seinem Rollstuhl aus nicht dran kam. Toby, der jüngste Heimbewohner, deckte sich mit neuen Lottoscheinen ein, und mittwochs und freitags fieberten wir mit ihm, wenn er vor dem Fernsehgerät die Lottozahlen mit den „lucky numbers“ auf seinen Scheinen verglich. Ob er lachte oder weinte, wenn er dabei Laute von sich gab, war schwer auszumachen. Tony war mit Mitte fünfzig der älteste Heimbewohner. Nach seiner MS-Diagnose hatte er sich von seiner Frau getrennt, da er nicht von ihr gepflegt werden wollte. Seine Tochter besuchte ihn alle zwei Monate im Heim. Obwohl es ihm miserabel erging, war er ein mitfühlender Mensch, dem viel daran lag, dass sich die Heimgemeinschaft sich gut fühlte. Und wenn Sanni und ich von

unseren Partynächten berichteten, freute er sich mit uns. Unsere FEierabende verbrachten Sanni und ich im „Do'bells“, einem schwitzigen Pub, wo wir uns blumenwasserähnlichen Cider reinpiffen, und im „Two Pigs“, um uns unsere Ärsche auf alte (damals aktuelle) Britpopschinken abzuwetzen. Ich erinnere mich an alle Busfahrer, die uns ins Zentrum fuhren, und an alle Postbeamten, die mir Briefmarken verkauften. Nicht selten sah man sie später am Abend im Pub, wo man sich grüßte.

Jede Woche Freitag erhielten wir unser Honorar von 75 Pfund in einem kleinen braunen Umschlag. Ich ernährte mich von Cornflakes, schwarzem Tee und rohen Karotten.

Mit Beginn des Indian Summer begann sich das Laub der Bäume an der Busstrecke ins Stadtzentrum zu verfärben. Wie eine rote Gardine drängte sich das Laub in die Aussicht aus den Busfenstern. Während des anhaltenden Regens floss das Laub mit den Wassermassen am Straßenrand entlang und verstopfte die Gullys. Es war das erste Mal, dass ich den Wechsel der Jahreszeiten so bewusst wahrnahm.

Sannis Studienpläne wurden konkreter. Ich dagegen hatte immer noch nicht den blassesten Schimmer, was ich nach meiner Zeit in England einmal tun sollte. Alle paar Wochen nahm ich den Bus nach Gloucester, wo ich einen bestimmten Plattenladen aufsuchte und Spaziergänge an den Docks unternahm, wo mir dann und wann Ideen für meine Zukunft kamen, über die ich aber mit niemandem sprach. Noch genoss ich den Stillstand. Hier in England fragte mich auch niemand, was ich später einmal vorhatte. Auch Sanni stellte keine Forderungen. Sie schätzte mich für meine leicht verträumten Ansichten, die andere Menschen sicher mit Orientierungslosigkeit verwechselt hätten. Sie und ich waren von Woche zu Woche enger zusammen gewachsen. Eigentlich war es nicht nötig, doch regelmäßig machten wir uns kleine Geschenke, Dinge, die wir in Charity Shops fanden, von denen wir dachten, dass sie der anderen gefielen. Vielleicht war es das erste Mal, dass ich eine Freundschaft nicht als selbstverständlich betrachtete, sondern als etwas, das man selbst schuf. Als ihr Freund sie um die Weihnachtszeit herum in Cheltenham besuchte, machte sie mit ihm Schluss. Plötzlich war auch sie ganz hier, weit weg von München, wo ihre Freunde und Kontakte waren, durch die man zu dieser Zeit noch durch keine sozialen Netzwerke zwangsverbunden war.

Mit Sanni machte das Wegsein doppelt Spaß. Dass man weg war, erkannte man leicht daran, dass ich Briefe erhielt, die ich fleißig beantwortete.

Alle Briefe, die ich während meiner Zeit in England von meinen Freundinnen und Freunden erhielt, habe ich aufgehoben. Meinem Freund Bernd lag vor allem die Gestaltung der Briefumschläge am Herzen. Auf jedem seiner Umschläge klebten Collagen, die er aus ausgeschnittenen Abbildungen von Geschlechtsteilen kreativ zusammengesetzt hatte.

Bücherkisten auf dem Flohmarkt hatte er nach illustrierten Aufklärungsbüchern durchforstet, die er für die Umschläge zerschnitt. Nicolai nutzte als Briefpapier die Rückseiten von Papierunterlagen von Tablettts einer Fast Food Kette, die er zum Schreiben aufsuchte. Herryberry erzählte mir in ihren Briefen von den Nonnen, die sie gerade während ihres Freiwilligen Sozialen Jahrs im Kloster kennenlernte. In ihren Berichten über ihre Arbeit schwang eine tiefe Schwermut mit, und ich wünschte mir für sie ein baldiges Ende ihres sozialen Jahrs. Da war der Brief eines alten Schulkameraden, mit dem ich Abitur gemacht. Wegen ihm hatte ich den Mathegrundkurs in der elften Klasse damals nicht abgewählt, nur damit ich mit ihm den gemeinsamen Nachhauseweg nach Unterrichtsschluss teilen konnte. Sein Brief war mit einer alten Schreibmaschine verfasst. Ich war begeistert. Doch als ich las, dass er sich gerade in der Schreibstube einer alten Kaserne befände und gestern mit einem kleinen Panzer übers Gelände gefahren sei, war ich angeekelt. Dass er Wehrdienst machte, hatte ich völlig vergessen. Ich glaube, ich antwortete nicht, obwohl er mir für einen kurzen Zeitraum meiner Schulzeit eine wichtige Person gewesen war. Außerdem einige Briefe von lieben Freundinnen, die mich an ihrem frischen Studienleben teilhaben ließen.

Vielleicht ließ sich an der Art und Weise, wie ein Brief geschrieben war ablesen, wie sich die Freundschaft zwischen mir und den anderen weiterentwickelte. Auch die Frequenz, in der die Briefe mich in England erreichten, gaben darauf Hinweis. Wenn sich jemand ins Zeug legt und du merkst, dass die andere Person am Tag des Erhalts deines Briefs schon ihre Rückantwort verfasst und spätestens am nächsten Tag einwirft, dann will das schon was heißen, dachte ich. Aber vielleicht hieß es auch bloß, dass diese Person gut organisiert war, gar etwas zwanghaft, und nichts liegenlassen konnte. Womöglich bedeutet ein Brief auch rein gar nichts, denke ich heute.

Unbewusst musste ich mir damals doch so einige Gedanken um jene Freundinnen gemacht haben, die mir nicht schrieben, denn die gab es auch, so zum Beispiel Annette. Annette kannte ich seit dem Kindergarten! Während meiner gesamten Zeit in England kam kein einziger Brief von ihr, obwohl ich ihr mehrere Briefe geschickt hatte.

Während Sanni in ihrem Zimmer Bücher las, schrieb ich Briefe. Irgendwann kaufte ich mir einen Bass und nahm zwei bis drei Unterrichtsstunden bei einem gefühlt drei Meter hohen Typen in einem Aufnahmestudio eines nahegelegenen Industriegebiets.

Wirklich viel passierte in dieser kleinen Stadt nicht. Vielleicht träumten wir in dieser Zeit mehr, tagsüber wie in der Nacht. Die Tagträume sind bis heute sicher irgendwie dieselben geblieben. Die Träume, die ich nachts erlebte und an die ich mich noch erinnerte, erzählte ich morgens Sanni. Von allen Träumen, die ich ihr in dieser Zeit erzählte, kann ich mich bis heute nur an den folgenden erinnern: Dieser Traum, bzw. sein Paralleltraum (!), ermöglichte mir – so blöde pathetisch das nun auch klingen mag – einen vertrauten Umgang mit meinen Träumen im Allgemeinen. Der Leser darf nicht hoffen, dass ich nun mit dem Klassiker des in Erfüllung gegangenen Traums aufwarte! Nein.

Die Auflösung der Besonderheit meines Traums folgt im Anschluss an die Nacherzählung des Traums, Dessen Handlung wie folgt recht simpel ist: Ich glaube, ich bin etwas jünger als neunzehn und fahre auf meinem Fahrrad durch Neubrück, der Kölner Stadtbezirk, in dem ich aufgewachsen bin. Ich fahre vorbei an der Eisdielen. Bei den Recyclingcontainern mache ich Halt. Um nicht absteigen zu müssen, stütze ich mich mit der Hand am Glascontainer ab. Und da sehe ich meine Freundin Annette. Sie steht da vorne am Kiosk und winkt mir zu. „Hallo Chrizzi“, ruft sie dabei. Ich glaube, ich habe sie (im Traum) schon länger nicht gesehen, aber ich denke trotzdem nicht im Traum (!) daran, von meinem Fahrrad (dem hohen Ross) abzusteigen und ihr vielleicht auch mal „Hallo!“ zu sagen. Ich winke Annette kurz zu und stoße mich vom Container ab. Ohne ihr weiter Beachtung zu schenken, lenke ich mein Rad gen Marktplatz. Ich fühle mich gut dabei. Wie ein stolzer Cowboy reite ich an ihr vorbei, zu den fest installierten Steintischtennisplatten, wo ich mich für gewöhnlich eher selten aufhalte. Ich fahre weiter und schaue nicht zurück.

Diesen Traum erzählte ich am nächsten morgen Sanni, mit der ich bei einer Tasse Ty-Phoo-Tee bereits intellektuelle Interpretationsversuche über das Traumgeschehen anstellte. Unserer kurzen Analyse zufolge stand der Traum für das stolze, cowboymäßige Bloß-Weg-Von-Zu-Hause-Fluchtverhalten, das 19-Jährige an den Tag legen, wenn sie das Abitur in der Tasche haben, ihnen der Rest recht egal ist und ihnen nichts Besseres einfällt als weiterhin uncool auf ihrem Drahtesel über den Marktplatz zu reiten (resp. mit Nachtbussen nach England zu fahren und dort einen sozialen Job anzunehmen). Aber die eigentliche Besonderheit des Traums lag ganz woanders!

Als ich nach meiner Zeit in England nach Köln zurückkehre, besuche ich Annette. Sie öffnet mir die Wohnungstür, schaut zerknirscht zu Boden. Und nachdem wir die erste halbe Stunde auf ihrem schwarzen Sofa sitzen und komisch drumrum reden, packe ich ein paar bunte Fotos aus England aus meinem Rucksack. Da platzt es plötzlich aus ihr heraus: „Chrizzi, ich

hatte voll das schlechte Gewissen, dass ich mich nicht gemeldet habe, hatte Briefe geschrieben, aber nie Briefmarken da ... Hab noch nie welche gekauft. Und weiß nicht, vielleicht vor vier Monaten, da hab ich von dir geträumt! In dem Traum bist du mit deinem Fahrrad, womit auch sonst, Richtung Marktplatz gefahren. Ich stand am Kiosk, und du hast mir nur zugewunken! Das war krass, dass du halt nur gewunken hast, diese ganze Situation, wundert mich selbst, und dass ich mir den Traum gemerkt hab.“

Ich bin baff. Hatte sie das wirklich geträumt? Ob ihr nicht irgendwer meinen Traum gesteckt hatte? Die einzige, die meinen Traum außer mir kennt, ist Sanni! Aber Sanni hat Annette nie getroffen. Trotzdem. Sollte ich Annette glauben? Als wir klein waren, hat sie immer einigen Quark erzählt, der mich vor anderen in Teufelsküche brachte. Einmal, als wir nach dem Turnen in der roten Schule die Straße, in der ich wohnte, entlang spazierten (es war ein heißer Sommertag, die Siedlungsbewohner lagen in den vermauerten Gärten), da schrie sie meinen vollen Namen, meinen Vornamen und meinen Nachnamen, mehrere Male. Eine verstörende Aktion! Schrill schallte mein Name durch die Straße, vorbei an grauen Garagentoren. Die ganze Sache schüchterte mich ein, ich kann nicht genau klären, warum. „Hör auf!“, bitte ich sie. Da gellt mein Name ein weiteres Mal, laut hinein in gut gedüngte Gärten mit Siedlungsbewohnern auf Sonnenliegen, die meinen Namen hören.

Meine Aufgabe bestand im Ausgleich. Im unschädlich machen ihrer Hibbeligkeit. Ich nahm mich dabei selbst kaum wahr, schützte sie vor meiner eigenen Unruhe.

Nach der neunten Klasse wechselte sie vom Gymnasium auf die Realschule, obwohl sie in Mathe immer besser gewesen war als ich. Wir blieben befreundet.

Irgendwann später, als ich längst nicht mehr in Neubrück wohnte, sprühte sie meinen Spitznamen in Neonpink auf einen Stromkasten unweit des Hauses meiner Eltern. Da Graffitikünste nicht zu den Spezialitäten des Stadtteils gehörten und der leuchtende Schriftzug einen am Wegesrand grell anschrie, war ich peinlich berührt. Noch dazu hatte es den Anschein, ich selbst hätte mich durch diese Schmiererei verewigt. Die Farbe hielt so lange, bis der Stromkasten irgendwann abmontiert wurde. Mein Vater, über den ich nie hatte sagen können, ob er etwas schön oder hässlich fand, meinte ein paar Jahre vor seinem Tod, er hätte meinen Namen immer gern gelesen, wenn er am Stromkasten vorbeilief. Annette selbst erklärte mir später, sie hätte den Spitznamen dort allein aus Gründen der Ehrerbietung verewigt. In das weiße Fell ihrer Ratte färbte sie irgendwann pinkfarbene Flecken, und ich fragte mich, ob es sich dabei um dieselbe Farbe handelte, mit der sie zuvor den Stromkasten besprüht hatte.

Sollte ich ihr wirklich glauben, dass sie denselben Traum geträumt hatte?

„Hast du das echt geträumt?“, fragte ich sie.

Sie musste mein Misstrauen gespürt haben. „Ja. Kannst die Caro fragen!“, sagte sie. „Hab ihn an dem Morgen der Caro erzählt.“

Ich glaubte ihr. Sie hatte meinen Traum geträumt, aus ihrer Perspektive. Und nachdem ich diese unglaubliche Tatsache geschluckt hatte, überschlug ich mich darin, ihr davon erzählen, dass ich selbst diesen Traum mit den Recyclingcontainern, dem Kiosk und allem drum und dran erlebt hatte. Wir versuchten, dem Zeitpunkt der Traumnacht auf den Grund zu gehen und nach groben zeitlichen Kalkulationen vermuteten wir gar, den Traum in derselben Nacht geträumt zu haben. Ok, wer jetzt die Besonderheit dieser Sache bemängelt, dem möge beigepflichtet werden: Wir beide wuchsen in denselben Viertel (Neubrück) auf und verbrachten viel Zeit miteinander. An denselben Orten, mit denselben Menschen. Wir verbanden wohl seit der Kindheit ähnliche Gefühle für Dinge, die uns in Neubrück beide umgaben: Bussi-Kratzeis, Recyclingcontainer, eine Backsteinkirche, Hochhäuser, marode Fassaden, orangefarbene Balkons, Betonmauern um Bungalows, ein Baggerloch mit einer nie geborgenen Kinderleiche, Neubauten und eine Tankstelle mit wunderbarem Tankstellengeruch.

Ich bin nicht anfällig für Übernaturen und glaube auch nicht nach einem L nach dem T. Doch seit diesem Paralleltraum grübele ich jedes Mal, wenn ich von einer Person träume und ich den Traum behalte, darüber nach, ob die geträumte Person vielleicht denselben Traum aus ihrer Sicht hatte und was das dann bedeuten könnte. Dann wird Träumen zu einer Aktivität, zu einem gemeinsamen Erlebnis.